Erste Beilage zum Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

№ 151. Mittwoch den 30. Mai 1888. 82. Jahrgang.

Des Grenzers Fluch.

Aus der Mappe eines amerikanischen Officiers.
Von Max Sorbing.

Nachdruck verboten.

(Schluß.)

Es war hart, sehr hart, hatte er gesagt, und fast in dem nämlichen Augenblick, als diese Worte erklangen, trat Denham zwischen die Gruppe. Er ließ sich nicht nieder, sondern blieb, wo das Licht voll auf sein Antlitz fiel, stehen und schaute auf den Fremden.

„Kennen Sie mich?“ fragte er.

„Well, nein — so genau nicht. Wie geht es Ihnen?“ Und der gute Kerl stand auf und reichte ihm die Hand mit neugierig forschendem Blick.

Denham that, als sähe er die Hand nicht, die zu ergreifen er nicht wagte, und nachdem der Fremde sich wieder gesetzt hatte, starrte er mit erzwungener Ruhe ins Feuer, aber seine Augen waren unstät, und seine Stimme klang heiser.

Plötzlich begann er mit gewaltiger Anstrengung: „Freunde, ich habe diesem Manne, William Brown“ — der Fremde zuckte bei Nennung seines Namens zusammen — „etwas mitzutheilen, und Euch Allen auch. Bitte, hört mich an und merkt wohl, daß ich Euch zu meinen Richtern und meinen Geschworenen erwähle. Einige von Euch haben den Pferdedieb in Pinos Altos verurtheilt und aufgeknüpft, und zwei von Euch fingen den Mann ein und brachten ihn zurück, der Tom Hicks tödtete, und Ihr machtet ihm den Proceß, und er empfing seine Strafe. Ich bin bereit, mich Euerem Spruch zu fügen. Gott ist mein Zeuge, daß ich besserer Männer nicht bedarf.“

Die bronzene, kärrige Gruppe, über die der Schein des Feuers flackerte, als dieser Mann sein Leben in ihre Hände zu legen schien, saß schweigend da. Sie waren die gesetzgebende wie ausführende Macht des Landes, in welchem Sie wohnten, brave Männer und treu wie Gold. Bei ihnen half kein schluchzendes Flehen, keine Verheißung, keine Thräne. Und doch wird die noch nicht geschriebene Geschichte die Gerechtigkeit ihnen nicht versagen, diesen strengen Gesetzgebern der Grenze. Jedermanns Leben lag in den Händen seines Bruders. Sie handelten gerecht, zwar nicht wie unter dem abstracten Zwang eines Eides, aber wie Jeder für sich selbst auf Gerechtigkeit hoffte.

Vielleicht verstanden sie die Worte des Sprechers nicht ganz, aber sie saßen regungslos und warteten. Es war kein Gerichtshof, der sich übereilte, sie wollten immer klar sehen, Eins nach dem Anderen.

Der Besitzer von Ojo Caliente fuhr fort: „William Brown, ich habe Ihrer Geschichte mit angehört und erkläre hiermit diesen Männern, daß sie wahr ist. Seht her“, und er hob die Hand empor, in welcher er ein kleines Buch hielt, „dies hier ist die Bibel. Ich glaube, daß dieses Buch des Allmächtigen Buch ist, und bei ihm schwöre ich feierlich: Ich bin Derjenige, der William Brown bestohlen hat.“

Jeder in dem Kreise blickte den Andern an, aber Niemand äußerte ein Wort.

Nur der Fremde sprang auf.

Bevor Denham den Mund wieder zu öffnen oder sich auch nur umzuschauen vermochte, drohte ihm der schmale Lauf von Brown's Pistol in das Gesicht.

Aber andere Augen und Hände waren nicht minder rasch, und als der Rächer eine Secunde zauderte, um etwas zu sagen, lag die Hand des alten John Maxwell auf seinem Arm.

„Setz' Dich, Fremder“, forderte er ihn auf, „wir sind dabei, den Fall zu verhandeln, und dulden es nicht, daß uns Jemand in die Quere kommt.“ Und sein graues Auge nahm einen Ausdruck an, der mehr besagte als seine Worte.

Durchdrungen von dem Gefühl männlichen Entschlusses, stand Denham ruhig da, und während des nunmehr eintretenden Schweigens zog er das Packet aus seiner Tasche, entfaltete es und überreichte es dem alten Maxwell.

„Können Sie lesen?“ fragte er.

Der verwitterte Grenzer schaute zweifelnd auf das Schriftstück, gab es zurück und versetzte: „Lest es nur selbst, dann werden wir's ja wohl verstehen.“

„Gentlemen“, begann Denham, „dies hier ist mein letzter Wille und meine Geschichte zugleich. Vor länger als einem Jahre hab' ich's niedergeschrieben, denn man kann ja doch sterben, und obwohl ich nicht gedachte, bei Lebzeiten den Inhalt des Documents zu offenbaren, so hat nun doch die Stunde geschlagen, in der es besser ist, daß Ihr's erfahrt. Ich kann mein Unrecht gut machen und glücklicher sterben, und man wird schonender von mir denken, wenn ich todt bin. Was den Mann da anbetrifft und mich, so habe ich mehr gelitten als er und das mit Recht. Ich könnte Euch meine Geschichte erzählen, aber hier steht sie aufgezeichnet.“

Wie er so dastand, dicht bei der tropfenden Kerze, einen eigenthümlichen verklärenden Schein im Antlitz, machte er einen tiefen Eindruck auf sie. Vielleicht waren sie sich dessen nicht einmal bewußt. Sein Auftreten war das eines Mannes, der sich selbst bezwungen hat.

Er öffnete das Document und las mit feierlicher Stimme:

„Im Namen Gottes, Amen. Ich, James Dodd, Geistlicher der Kirche von England, zu Witham in der Grafschaft Essex geboren und gegenwärtig in den Vereinigten Staaten von Amerika, setze hiermit meinen letzten Willen und mein Testament auf und ersuche zugleich Alle, daß es gerichtlich ausgeführt werde, obwohl ihm die gesetzliche Form fehlt und es ohne Zeugen verfaßt ist, denn ich mag nicht in Schanden sterben, und Niemand soll es lesen, ehe denn ich todt bin.

Ich vermache William Brown, derzeitig im Staate Indiana und jetzo unbekannten Aufenthaltes, und seinen Erben und Angehörigen mein Besitzthum Ojo Caliente und alles Land, alle Häuser nebst Inventar und Zubehör. Und ich vermache ihm und ihnen mein ganzes Vieh und meine ganze Habe und sämmtliches Eigenthum aller Art, es zu besitzen und zu behalten und zu genießen für alle Zeiten.

Und hiermit fordere ich Alle auf, denen dieses Schriftstück nach meinem Tode zu Händen kommt, daß sie den Bestimmungen dieses meines Testamentes nicht zuwiderhandeln, denn ich erkläre hiermit aufs Feierlichste, daß, was ich besagtem William Brown vermache, bereits sein Eigen ist, und wer daran zweifelt, dem empfehle ich hier, mein Bekenntniß zu lesen.

Ich zähle vierundfünfzig Jahre. Geboren wurde ich in der Grafschaft Essex in England und ging im Jahre 1843 nach Amerika. Ich war Geistlicher, und mein Leben lang habe ich bis zu der Zeit, von der ich jetzt sprechen werde, Gott gefürchtet und immer zu ihm gebetet und bin stets seine Wege gewandelt. Wenn sie noch am Leben sind, so habe ich ein Weib und zwei Töchter, von denen die Aelteste jetzt zwanzig Jahre alt sein muß. Mehr will ich von ihnen nicht sagen, denn seit meinem Fall hat mein Auge sie niemals wieder geschaut, und ich wünsche lieber, daß sie Kummer und Herzeleid aller Art erdulden und mich als einen Todten betrauern mögen, als daß sie mein Verbrechen erführen.

Ich war arm, und wenn ich das auch keineswegs als eine Entschuldigung betone, so kennt doch Gott das Sorgen und Sehnen eines Gatten und Vaters für seine Familie. Ich grübelte oft darüber nach, wie ich wohl meine Lage verbessern könnte, und träumte von Gold und dem Reichthum. Und doch vermochte ich nicht, mir etwas zu erwerben. Auch wagte ich es nicht, einen Beruf aufzugeben, für den ich so wenig geeignet war — aber das wußte nur der Allmächtige und nicht meine Gemeinde — der mir aber wenigstens mein Brod eintrug.

Solche Gedanken erfüllten mich, als ich in der Nacht des 22. December 1862 mich auf einem Eisenbahnzuge im Staate Missouri befand. Im Waggon waren nur elf Personen, lauter Männer, denn es war bitterkalt. Ich stand auf und stellte mich an den Ofen, wo mir zu Häupten eine Lampe mit düsterem Schein brannte. Und wie ich so dastand, näherte sich mir Jemand und trat unter das Licht. Ohne von mir weiter Notiz zu nehmen, holte er aus seiner Westentasche ein flaches Päckchen hervor, das in ein gelbes Papier gewickelt war, auf welchem ein Name geschrieben stand. Er öffnete das Packet vor meinen sichtlichen Augen und zählte die darin enthaltenen Noten — Schatzamtsnoten, ich sah es. Es waren zehn und eine jede trug den Stempel der Zahl Tausend.

Ich begab mich auf meinen Sitz zurück und der Mann auf den seinigen. Aber ich dachte über das nach, was ich gesehen. In meinem Herzen vermeinte ich, Gott sei mit mir nicht gerecht gewesen. Jener Mensch war roh und ungebildet und würde wohl all das schöne Geld in den Genüssen seines Schlages vergeuden, während ich, der ich viel mehr davon wußte, was man Gutes damit stiften konnte, gar nichts besaß.

Und ich träumte weiter. Wie konnte man sich wohl jenes Geldes bemächtigen und glücklich sein und ungestraft bleiben?

Ich erhob mich und schlich mich zu dem Mann heran und sah, daß eine kleine Ecke des Päckchens aus der Tasche hervorguckte. Mein Gesicht brannte, ich fühlte, wie mir das Blut glühend durch die Adern rollte. So nah, so leicht!

Ich ergriff meinen armseligen Reisesack und stöberte darin herum. Das war kein Versteck, denn man würde scharf in jeden Winkel desselben und hinter das Futter spähen, das sind ja gerade die dummen Kniffe der gemeinen Diebe. Unwillkürlich nahm ich den gewöhnlichsten Gegenstand, den man im Leben gebraucht: ein Stück Seife, nur ein kleines, viereckiges, noch ungebrauchtes Stück. Ich ging damit hinaus auf die Plattform, wo der Wind heulte und mir den feinen scharfen Schnee ins Gesicht trieb. Sorgsam schnitt ich einen Zapfen aus dem einen Ende der Seife heraus und höhlte einen Theil des Innern aus, nicht zu viel, die Schnitzel warf ich weg. Nach heute entsinne ich mich dieser kindischen Schmiererei so lebhaft, als hätte ich mit dem Messer Jemandem die Kehle abgeschnitten.

Jetzt näherte ich mich wieder dem Schlafenden, der aufrecht auf seinem Platze saß und schnarchte. Ich schaute mich um, es war kein Einziger im ganzen Waggon wach. Während ich ihn vorsichtig das Packet aus der Tasche zog und nun mir bewußt war, daß ich eine Summe von zehntausend Dollars in der Hand hielt, sträubte sich mir das Haar, und mein ganzes Leben mit allem Guten, das in mir war, schien in weite Ferne zurückzuweichen. Aber die Reue kam zu spät. Es war geschehen, ich schob das Geld in die ausgehöhlte Seife, preßte den Zapfen fest hinein, quetschte die angebohrte Seite so, daß sie aussah, als sei das Stück zu Boden gefallen, und steckte es dann in die Reisetasche.

Sehr bald, so schien es mir wenigstens, erwachte der Fremde und schrie, er sei bestohlen worden. Die Thüren wurden verschlossen, der Zug hielt, und Jedermann erbot sich freiwillig zur Durchsuchung. Nichts blieb undurchsucht. Eifrig gab ich meine Habseligkeiten hin, denn ich war nun einmal zum Verbrecher gesunken, und mein Herz verkürzte sich. Die Seife fiel wieder, es hob sie einer der Leute auf, roch daran und warf sie dann auf einen Sitz, wo sie mehrere Minuten unbeachtet liegen blieb.

Schließlich zeigte es sich, daß das Geld nicht aufzufinden war, und allgemein gelangte man zu der Ueberzeugung, daß der Unglückliche überhaupt keins verloren habe. Doch als Jemand diese Ansicht äußerte, erhielt er einen Schlag, der ihn beinahe getödtet hätte, und der so grausam Bestohlene verließ den Zug und wanderte tobend und fluchend hinaus in die kalte Nacht.

Doch als der Zug weiter rasselte, befand sich Einer darin, der noch unglücklicher war, als Jener. Ich graute mich vor meinem Schatten. Zu meinem unschuldigen Weibe und meinen holden Kindern zurückzukehren und ihnen Rechenschaft abzulegen über meinen Reichthum, das wagte ich nicht. Seitdem habe ich sie nicht gesehen, habe Niemanden gesehen, der mich an die Tage meiner Unschuld und meines Glückes erinnern konnte. Meine Strafe ist mir geworden, denn mein Leben würde ich dafür hingeben, um Die zu schauen, denen mein ganzes Sehnen gilt.“

Der Vorleser hatte geendet, er blickte von seinem Manuscript auf und fügte hinzu: „Und nun möge Gott durch Jesum Christum alle meine Sünden vergeben und diesem Mann das Seinige zurückerstatten und mich in Frieden sterben lassen.“

Seinen Worten folgte tiefes Schweigen. Der Fremde war abwechselnd roth und bleich geworden, stumm starrte er ins Feuer, nervös zuckten seine Finger, und ein unbeschreiblicher Ausdruck malte sich in seinen Zügen.

Zuletzt erhob sich der alte Maxwell, lockerte sich den Gurt und sprach den Wunsch aus, die Meinung seiner Mitgeschworenen zu hören, indem er schloß: „Es ist schlecht und niederträchtig und ein hundsföttischer Streich durch und durch, aber kein todeswürdiges Verbrechen, meiner Ansicht nach.“

Doch als er sich niedergesetzt hatte, antwortete ihm Niemand. Die Männer saßen schweigend da, in das erstarrende Feuer blickend, die Köpfe gesenkt, und Jeder dachte wohl mehr an die Seltsamkeit der Geschichte als an seine richterliche Pflicht.

Endlich stand der Fremde auf, knöpfte sich den abgerissenen Rock zu und näherte sich langsamen Schrittes Denham.

„Pfaff“, begann er, „ich sagte Dir schon, daß ich zu nichts mehr tauge, ich habe kein Glück mehr. Meine Alte ist schon seit Jahren todt, und meine Freunde haben mich verlassen. Es ist lange her, daß ich wieder einmal auf den Damm kam, ich weiß gar nicht, wie Einem das thut. Tückisch war's von Dir gehandelt, an einem Schlafenden. Jetzt mag ich nichts mehr, nicht Deine heißen Quellen, nicht Dein Spital, nicht Dein Geld, ob's auch mehr ist, als ich jemals besessen. Verbrenne es, wenn Du willst, oder behalte Deinen Fluch, selbst zum Todtschlagen bist Du mir zu schlecht. Ich will Dir etwas sagen, was Du bei all Deiner Klugheit heut noch nicht gelernt hast. Du kannst das Leben eines Menschen nicht vernichten und es ihm hinterher wiedergeben. Ich habe weder Weib noch Kind, weder Heimath noch Charakter, nichts, gar nichts hab' ich, und Du kannst mir nicht geben, was mir fehlt. Ich bin zu nichts mehr nütz' auf der Welt, schwör' ich Dir, und Du hast es gethan. Ich mag Deinen Bettel nicht, behalt' ihn, und zum ewigen Fluch mag er Dir werden.“

Mit dieser furchtbaren Verwünschung schritt er durch die offene Thür hinaus in die Nacht, und allmälig verhallten seine Tritte draußen auf der Straße.

Einer nach dem Andern erhob sich, schweigend, ohne einen Blick auf den Elenden gingen sie hinaus und ließen James Dodd, den Geistlichen und Dieb, allein in seinem gestohlenen Hause bei seinem gestohlenen Reichthum. Sie verloren keine Zeit mit Verhandlungen, sie fällten kein Urtheil, vielleicht bemitleideten sie ihn sogar, aber endlich blieb er nun doch verlassen und verachtet, inmitten von Schande und Verbrechen.

Ein vorübergehender Wanderer fand ihn des anderen Tages dort. Als das helle Sonnenlicht am frühen Morgen durch die bestäubten Scheiben blitzte, erschien es die wächserne Maske eines Todten. Der Selbstmörder hatte ein Ende gemacht mit einem klaffenden Schnitt von Ohr zu Ohr.

Das ist nun lange her. Die Quelle murmelt weiter, und die hohen Silberpappeln grünen gar herrlich in der Wüstenei. Todt und vergessen ist das kleine Trauerspiel mit all seinen Rollen. Ojo Caliente ist immer noch die blühende Oase in der braunen Landschaft und um nichts darum merkwürdiger geworden, weil es die Stätte war von des Grenzers Fluch.

Jubiläums-Feierlichkeit.

II.

= Leipzig, 29. Mai. Auf die im Schulsaale der Rathsfreischule abgehaltene Feier, nach welcher der geehrte Jubilar von vielen Seiten noch besonders beglückwünscht wurde, folgte Nachmittags 3 Uhr im freundlichen Bonorand'schen Saale das Jubiläums-Festmahl, an dem über 60 Personen, Damen (worunter auch frühere Schülerinnen des Jubilars) und Herren, theilnahmen und welches sehr gemüthlich und heiter verlief. Den ersten Toast brachte Herr Director Dr. Helm aus. Er weihte das erste Glas dem Kaiser und dem König, denen das Wohl des weiteren und engeren Vaterlandes von Gott dem höchsten Lenker anvertraut sei. Beim Kaiser trete allerdings ein tiefes Herzeleid hinzu, seine Krankheit, aber er habe doch der Hochzeit seines Sohnes beiwohnen können, und das gebe Hoffnung, daß sich durch Gottes gnädige Hilfe die Krankheit zum Bessern wenden werde. In dem reichen Kranze von Tugenden, die den Kaiser zierten, leuchte besonders seine Standhaftigkeit im Leiden hervor. Von Charlottenburg wandte sich Herr Director Helm nach Dresden, wo ein mit allen Herrschertugenden geschmückter Regent residire. So wie beim Kaiser die Standhaftigkeit im Leiden hervorleuchte, so bei unserm allverehrten Könige von Sachsen die landesväterliche Fürsorge, und so sei beiden Majestäten ein jubelndes Hoch gebracht.

Den zweiten Toast auf den Herrn Jubilar hielt Herr Röhn, dessen Worte in den folgenden Gedanken gipfelten. Wir leben in einem Zeitalter der Statistik und der Jubiläen. In der Feier von den letzteren wird des Guten jetzt etwas zu viel gethan. Wenn schon nach 10 und 15 Jahren Jubiläen gefeiert werden, so ist dies ein krankhafter Zug der Zeit zu nennen. Hier bei uns ist es heute anders. Wir feiern das fünfzigjährige Jubiläum eines Mannes, der Ehre und Auszeichnung verdient hat. Daß er ein Lehrer und Mensch von Gottes Gnaden war, dafür zeugen die zahlreichen Festgenossen, die sowohl bei der ernsten Feier als auch hier beim fröhlichen Mahle erschienen sind. Der Jubilar lebe hoch!

Herr Lehrer Wermann toastete auf die Hausfrau, die treusorgende Mutter, die Gott mit Kraft und Rüstigkeit ausgestattet habe. Mühe und Sorge habe es genug gegeben, aber die Hausfrau habe dem Herrn Jubilar das Leben leicht und angenehm zu machen gewußt, denn er sei ja immer fröhlich und heiter zur Schule gekommen; und so gelte es jetzt, der Frau Oberlehrer Schuster ein Hoch auszubringen.

Herr Scherf ließ den weiteren Verwandtenkreis des Jubilars leben, die dem Lebenswege des Gefeierten einen goldenen Glanz verliehen habe, und zu dem Söhne, Töchter, Brüder gehörten, die zum Theil gekommen seien, ihm die Hand beim Feste zu drücken.

Herr Dr. Seifert gedachte in seinem Hoch der beiden Herren: Schulrath Dr. Hempel und Stadtrath Walter, die durch ihr Erscheinen nicht nur den Jubilar, sondern auch die ganze Schule geehrt hätten. Wo solche, Freud und Leid theilende Vorgesetzte an der Spitze ständen, da müsse es um die Schule, überhaupt um jedes Gemeinwesen gut stehen. Nachdem der Redner noch auf die besonderen Verdienste der beiden Herren hingewiesen, welche in höchst segensreicher Weise auf den verschiedensten Gebieten mit ihrer Thätigkeit eingriffen und auch dem ausführenden Beamten ein warmes leitnehmendes Herz entgegenbrächten und ihnen rathend, helfend, schützend zur Seite ständen, ließ er dieselben hoch leben.

Herr Schütte-Felsche dankte als Verwandter des Jubilars und schenkte der Rathsfreischule ein schönes eingerahmtes Bild, darstellend die Eröffnung der 1. Freischule in Leipzig durch den Grafen Hohenthal im Bose'schen Garten 1774.

In humoristischer Weise feierte Herr Lehrer Berge die Gäste, durch deren Erscheinen zum Feste auch die Collegen des Jubilars sich geehrt fühlten.

Zugleich im Namen seines Herrn Coinspectors Herrn Stadtrath Walter ergriff Herr Schulrath Dr. Hempel das Wort, um nach einigen humoristischen Anklängen auf die Namen Schmied und Schuster (Lehrer Schmidt hatte das Collegiumsgeschenk übergeben) Herrn Dir. Helm und das gesammte Collegium der Rathsfreischule leben zu lassen. Hierauf erhob sich der Herr Jubilar, dankte für alle ihm erwiesene Ehre, erzählte dann viele interessante Einzelheiten aus seinen Aemtern in Weißenfels und in Leipzig, rühmte die Pietät der Rathsfreischüler gegen ihre Schule (eine solche Pietät werde so leicht nicht wieder gefunden) und verband mit dem Wunsche, daß dieser Vorzug der Schule bewahrt bleiben möge, ein Hoch auf die Rathsfreischule in all ihren Gliedern. Nachdem noch Herr Buchhändler Pfefferkorn (welcher mit Herrn Schmidt, der die Ansprache an den Jubilar hielt, und Herrn Alldag das Geschenk des Vereins ehemaliger Rathsfreischüler übergeben hat) den Sternen, die auch das Festmahl erleuchteten, den Damen, gehuldigt, Frl. Hesse als frühere Schülerin den Lehrern für ihre treue Sorge und Mühe gedankt, Frl. Swoboda den Jubilar in gebundener Rede begrüßt und beglückwünscht, Herr Dir. A. Richter im Namen der alten Collegen des Jubilars für die ihnen erwiesene Aufmerksamkeit gedankt und dem großen deutschen Vaterlande ein Hoch gebracht hatte, gab Herr Lehrer Röhn noch einen humoristischen Ausblick in die Schule der Zukunft, und Herr Thieme würzte sein Glas dem Festcomité und den Dichtern der gesungenen Festlieder. In einem Schlußtoast sprach Herr Dir. Demuth noch den Wunsch aus, daß der gute Geist der Rathsfreischule sich immer erhalten und fortpflanzen möge.

An dieses mit den besten Gewissen gewürzte Festmahl schloß sich nach 7 Uhr der Festabend an, über welchen wir noch kurz berichten wollen. An einen Festmarsch, der den Abend eröffnete, reihten sich an ein sinniger von einer jungen Dame sympathisch vorgetragener Prolog auf die Feier des Tages, ein von Herrn Salzmann recht warm und gefühlvoll vorgetragenes Lied (Aus der Jugendzeit), ein von zwei Damen mit Beifall gesungenes Duett, ein Männerquartett und andere Stücke. Auch zwei Theaterstücke: „Im Reiche der Mütter“ von F. v. Saffen und „Frauen-Emancipation“ von Karl Sonntag, kamen frisch und gelungen zur Aufführung. Und so verlief auch dieser letzte Theil des Festes so, daß er nicht nur bei dem geliebten Jubilar, sondern auch bei allen Festtheilnehmern als ein freundlicher Lichtpunct in der Erinnerung stehen bleiben wird. Ihm, dem Gefeierten, aber wünschen wir schließlich, daß es ihm vergönnt sein möge, auch das diamantene Jubiläum in gleicher Rüstigkeit zu feiern!

Der Gerüsteinsturz im Schauspielhause zu Berlin.

* Berlin, 28. Mai. Ueber das gestern bereits telegraphisch gemeldete Unglück berichtet die „Nationalzeitung“:

Es war 7 Uhr 10 Minuten heute früh. Die Straße noch ziemlich leer. Eiligen Schrittes begaben sich die Arbeiter an ihr Tagewerk. Im Centrum der Stadt, in der Umgebung des Gendarmenmarktes speciell, der abseits der großen Verkehrsadern liegt, herrschte noch ziemliche Stille. Da plötzlich — ein gewaltiges Krachen und Donnern, das Aufwirbeln einer die Luft nahezu verfinsternden Staubwolke, ein fürchterlicher, herzzerschneidender gellender Aufschrei wie aus vielen Kehlen zugleich, dann leises Wimmern, Hilferufe, Angstgeschrei — im ersten Moment stockte dem Hörer der Herzschlag, dann kam er zum Bewußtsein, daß ein großes Unglück geschehen sein müsse.

Die Bühne des königlichen Schauspielhauses wird eben einem umfassenden Umbau unterzogen. In der letzten Session des Abgeordnetenhauses waren ca. 150 000 ℳ für den Umbau bewilligt, der sich indessen ausschließlich auf die Bühne beschränken sollte, deren hölzernes Dach durch ein solches von Eisenconstruction ersetzt und gleichzeitig erhöht wird, während die maschinellen Einrichtungen Verbesserungen erfahren sollen, um das Theater in Stand zu setzen, mit den anderen, große Anstrengungen in Bezug auf Ausstattung machenden Bühnen zu concurriren. Da der Zuschauerraum selbst in keiner Weise von dem Umbau in Mitleidenschaft gezogen wird, so war der eiserne Vorhang herabgelassen, um das Haus zu schützen. Auch die übrigen Räume wurden durch den Umbau in keiner Weise berührt. Es ist erinnerlich, daß, während auf der Bühne die umfassenden Arbeiten vor sich gingen, im Concertsaal und den Ankleideräumen der große Bazar der Bühnengenossenschaft stattfand, ja es erlitten die in den Lehrräumen und Uebungssälen stattfindenden täglichen Proben des Chor- und Balletpersonals keinerlei Unterbrechung und die für die Vorstellungen im Wallner-Theater gebrauchten Requisiten wurden täglich von und nach den Räumen im Schauspielhause gebracht.

Es sind diese Einzelheiten von Interesse, weil sie den mit den Verhältnissen des Schauspielhauses nicht Vertrauten ein Bild von der großen Ausdehnung des Schinkel'schen Monumentalbaues geben. Er nimmt in seiner Längenfront denn auch eine ganze Straßenseite ein, von der Jäger- bis nach der Taubenstraße. Die der Charlottenstraße zugekehrte Seite enthält in ihrem von zwei Frontispizen überragten Mittelbau die Bühne; rechts und links schließen sich daran die Garderobenräume und die übrigen für Theaterzwecke dienlichen Anlagen.

Am 1. Mai siedelte das Schauspielhaus nach dem Wallner-Theater über. An demselben Tage begannen die Arbeiten auf der Bühne. Nach dem aufgestellten Plane sollten sie innerhalb fünf Monaten fertig gestellt sein. Dabei war jede Minute in Berechnung gezogen, eine Unterbrechung der Arbeiten ausgeschlossen. Die Oberleitung der Arbeiten liegt in der Hand des Hof-Architekten Geh. Rath Persius, der sich zur Zeit in Breslau befindet. Nachdem zunächst die Bühne ihrer früheren Einrichtung vollständig entkleidet, der Schauboden beseitigt, das Dach der Bühne, welches viel höher war als alle übrigen Dachtheile des Schauspielhauses, entfernt war, so daß von der Bühne nichts übrig geblieben als die nackten Wände, schritt man zur Errichtung eines Montage-Gerüstes, das in seiner Construction dem an Neubauten mit Sandsteinsäulen errichteten Gerüsten ähnelt, um dies als Stützpunct für die eiserne Dachconstruction zu benutzen. Dieses Gerüst stand in sich fest verankert frei auf der Bühne, ohne mit dem Mauerwerk derselben in Contact zu kommen, reichte jedoch, glücklicherweise, wie man später sehen wird, bis beinahe an die Wände und in die Nähe der Fenster. Die Errichtung dieses Gerüstes war dem Zimmermeister Herrn Peikker übertragen. Es erreichte am Sonntag Abend, wie man uns mittheilt, die Höhe von 21 Metern. Der letzte, sehr schwere Balken, den man hinaufbrachte, war ein außerordentlich schwerer Balken, ein sogenannter „Binder“. Er bildete hauptsächlich die Belastung des Gerüstes. Eisentheile waren noch nicht hinaufgebracht, da das Gerüst noch nicht vollendet. Heute früh traten die Arbeiter wie gewöhnlich kurz nach 6 Uhr zur Arbeit an. Es ist bis zum letzten Moment, da wir zur Presse gehen, nicht möglich gewesen, mit absoluter Sicherheit auf den Kopf festzustellen, wie viel Arbeiter sich eingefunden hatten, da die meisten nach Eintritt der Katastrophe vollständig kopflos nach Hause liefen. Doch steht fest, daß am Sonnabend 52 Arbeiter beschäftigt waren. Heute früh sollen es nur 45 gewesen sein, die übrigen haben, so wurde behauptet, „blauen Montag“ gemacht. Von Einigen gelang es festzustellen, daß dies der Fall ist. Ueber Andere fehlt ein bestimmter Anhalt, und so entstand dann das Gerücht, daß unter dem zusammengestürzten Gerüste noch einige Todte liegen müßten. Die mit den Rettungsarbeiten beschäftigten Kräfte sind nicht in der Lage, dieses Gerücht bestimmt zurückzuweisen, wenngleich sie noch der Ueberzeugung des in wildester Verwirrung daliegenden Trümmerhaufens an diese Ausdehnung des Unglücks nicht glauben.

Das geschilderte Gerüst also war es, das um 7 Uhr 10 Minuten in sich zusammenstürzte, fast ohne vorangehende Warnung, urplötzlich und jäh. Jede andere Meinung ist falsch. Keine Spur von Mauerwerk, Mörtel, Eisentheile bildet den Berg — nur Holz, gewaltige, schwere Balken von oft 7—8zölligem Durchmesser, Bretter, Latten. Daß verhältnißmäßig nur so wenige Opfer zu beklagen sind, ist dem glücklichen Umstande zuzuschreiben, daß ein Theil der Arbeiter sich gerade nicht auf der Bühne befand, dann aber auch, daß Andere von dem Gerüste in die benachbarten breiten Fensternischen springen konnten. Einige Arbeiter blieben, sich mit aller Kraft an einzelnen stehengebliebenen Balken klammernd, hängen und mußten ausharren, bis sie aus ihrer verzweifelten Lage befreit werden konnten.

Der Ruf „Groß Feuer“ führte sofort die gesammte Feuerwehr nach dem Schauspielhause. Eine umfassende Absperrung sorgte für Freiheit der Bewegung; sie erstreckte sich zuerst auch auf den Pferdebahnverkehr, der später freigegeben wurde. Eine Abtheilung Militair vom 2. Garde-Regiment nahm auf dem Schillerplatze Aufstellung, konnte aber bald entlassen werden. Die ersten in fabelhafter Schnelligkeit die Stadt durcheilenden Alarmgerüchte sprachen von zwanzig Todten und mehr. In diesem Umfange bestätigte sich das Unglück glücklicherweise nicht. Die Verlustliste ist allerdings trotzdem schwer genug. Wir geben sie am Schlusse dieses Berichts. Sie weist bis zum Schlusse des Blattes einen Todten und dreizehn Verwundete auf, darunter acht Schwerverwundete. Die Feuerwehr ging mit rühmenswerthestem Eifer vor. Unter Leitung des Branddirectors Stude arbeitete sie mit einer bewunderungswerthen Ruhe, Sicherheit und Besonnenheit. Auf einer Rutschbahn, die von der Bühne nach dem bekannten kleinen Bühnenausgang an der Ecke der Charlotten- und Jägerstraße führt, wurden die Balken hinabgeschafft, andere zu den Fenstern der Bühne an Seilen herabgelassen. Auf kräftigen Schultern trugen die Mannschaften sie gleich fort und stapelten sie an verschiedenen Stellen hoch auf. Das Holz war sehr verschieden; es war theilweise fernigstes neues Holz, theilweise erschien es morsch und zerbröckelnd. Von glaubwürdiger Seite wird versichert, daß dieses wenige alte, morsche Holz noch von dem alten, bald siebenzigjährigen Bühnenbau herrühre, das jetzt noch mit entfernt wurde. Es ist eben in der That so morsch und zerfallend, daß es in dem neuen Gerüst unmöglich verwendet werden konnte. Eine gewisse Erregung, die sich in den um das Schauspielhaus aufgestellten Massen kundgab, ist auf die mißverständliche Annahme zurückzuführen, daß dieses Holz von dem neuen Gerüst war.

Was die Ursache des Zusammensturzes gewesen, ist trotz vieler Umfragen nicht festgestellt gewesen. Es wird Sache der Untersuchung sein, das zu ermitteln. Von der General-Intendantur wird mitgetheilt, daß das Gerüst im Laufe seiner Errichtung sechs Mal von sachverständiger Seite geprüft und stets gut befunden worden sei, auch von der Firma, welcher die neue Dachconstruction zufällt und von welcher gerade mit Rücksicht auf die kommende Belastung die Prüfung vorgenommen wurde. Es waren Scenen, die die Theilnehmer, auch die Unbetheiligten, mächtig erregten, als die Verwundeten hinausgetragen wurden, blutend, besinnungslos oder laut jammernd nach Frau und Kindern, die Kleider zerrissen und beschmutzt. Auf Tragbahren, in Krankenwagen und in Droschken schaffte man sie so schnell wie möglich in die Krankenhäuser. Eine genaue Feststellung der Namen war nicht möglich, das war nicht einmal thunlich bei dem einen Todten, den man zur Recognoscirung in das Leichenhaus entsandte. Die glücklich davon gekommenen Arbeiter waren eben schnell davon gelaufen.

Während die Rettungs- und Aufräumungsarbeiten ihren stillen und schnell fördernden Gang nahmen, bekundete sich die Theilnahme aller Kreise auf das Lebendigste. Vom Polizeipräsidium erschienen noch dem Unglück der Geh. Rath Friedheim und der Präsident Freiherr von Richthofen, später der Minister des Innern v. Puttkamer. Die Frau Kronprinzessin ließ sich im Palais directe Nachricht erbitten, die ihr vom Geh. Rath Scheffler von der General-Intendantur umfassend ertheilt wurde, der übrigens an Ort und Stelle unermüdlich und mit wahrer Aufopferung überall mit Rath und That zur Hand war und auch dafür sorgte, daß die Feuerwehrleute Erfrischungen erhielten. Kaiserin Augusta entsandte den Grafen Perponcher, im Auftrage des Kaisers kam Freiherr von Lucker und um 11 Uhr Kaiserin Victoria persönlich im Gefolge der Prinzessin Victoria. Die hohe Frau betrat die Bühne selbst, ließ sich über die hier durcheinanderstehenden Balken führen und begab sich hinter in Gebäude. Sie ließ sich berichten, wohin die Verunglückten gebracht worden seien, und erklärte dann, sofort die Krankenhäuser aufsuchen zu wollen. Das zahlreiche Publikum begrüßte die Kaiserin auf das Sympathischste.